

Viva la Diva!



Barbra Streisand ist uns lieb und teuer. Nicht ganz so kostenintensiv wie ein Konzert beim amerikanischen Show-Urgestein ist der Besuch der Opernhäuser in Zürich und München – und der Komischen Oper Berlin, wo beim „Ball im Savoy“ nicht nur das Känguru hüpf.

Also mal ehrlich: Würden wir wirklich unserer 71-jährigen Oma zuschauen und zuhören wollen, wie sie fast drei Stunden lang auf einem gepolsterten Bequemdrehstuhl sitzend, ihre Moderations- und Liedtexte vom Teleprompter ablesend, Kamillentee durch einen Strohhalm schlürfend die Songs von damals singt? Und selbst wenn sie einen so sexy Golddreiteiler ihren 46 Koffern entnommen hätte, die perfekt gesträhten Blondhaare schwenken und mit wohl manikürten Händen das Mikrofon vor ihr würdevoll zurechtgeschnipptes, deshalb immer noch sofort wiedererkennbares Gesicht halten würde?

Natürlich nicht. Noch dazu für Kartenpreise bis 564 Euro, ohne VIP-Zuschlag. Es sei denn, sie heißt Barbra Streisand – und ist eine lebende Legende. Was diese übrigens sehr wohl weiß, aber immer wieder fabulös unterschätzt.

In der Berliner O2-Arena, es ist nun ihr immerhin drittes deutsches und – in mehr als fünfzig Karrierejahren – erst 98. Konzert überhaupt, will man schon wissen: Wie ist die Streisand, jenseits des puren, leibhaftigen Daseins, eigentlich so als Performerin?

Einzigartig! Weil sie sämtliche Normen des Geschäfts missachtet, nur ihren eigenen Retroregeln folgt. Es wird beim Singen nichts zugespielt und gefälscht, die Stimme ist, wie sie ist: immer noch faszinierend fragil, intensiv und wir-



kungsmächtig durchscheinend in den balladesken Nummern, gefährdeter in der gläsern spröden, nicht immer anspringenden Höhe.

Eine Diva ohne Podest und wie eine gute Bekannte. Die großartigste Oma der Welt. Und alle, alle wollen, dass es nie aufhören möge. Hello, Gorgeous – hallo, Hübsche. Viva la Diva – ja, sie lebt, die Göttin.



Am Opernhaus Zürich gibt es das szenische Debüt der 66-jährigen Edita Gruberova in Vincenzo Bellinis zu Recht vergessener Schnulze „La straniera“ – ihre letzte neue Rolle. Diesmal bleibt auch die große Koloraturartistin, anders als beim eindrücklich konzertanten Debüt vor einem Jahr in München, eine Fremde; sogar der das seltsame Werk seit über 30 Jahren bewundernde Regisseur Christof Loy kann es nicht plausibel machen. Die mit Intrige, Hexenjagd, ge-

brochenen Eheversprechen, Wahnsinn, falschem Mord und echtem Selbstmord angereicherte Story um eine inkognito in der Bretagne lebende französische Königin aus Bayern ist zu abstrus.

Also dreht Primadonnenflüsterer Loy in einem surrealen Holzgelaß voller Theaterzüge, bemalter Schleier und Bühnenversatzstücke nur an einem Kaleidoskop edel kostümierter Belcanto-Absurditäten. Da wird übersteigert geliebt, gehasst und gestorben, wie Zombies bewegen sich bleichgesichtige Sänger in fahlem Licht, Untote aus ferner Opernvergangenheit. Die Gruberova, von Fabio Luisi ansprechend klankumtröpfelt, vor einem ordentlichen Ensemble sich vorteilhaft abhebend, gurrst und gleißt mit der Allüre alter, unverdrossen bereits bis 2017 planender Theaterpferd-Schule. Leider rutscht ihr oft die Intonation in den Keller, klingen farblose Tonkaskaden scharf und spitz. Im Finale, erst mit Krone, dann mit glitzernden Theaterjuwelen behängt, hat sie ihren dann doch grandios ausgekosteten „Sunset Boulevard“-Moment: die irre, reife Diva, fertig für die nicht mehr vorhandene Großaufnahme.



Berlin, Komische Oper, Juni 2013. Ein begeistertes Publikum feiert im fast 81. Jahr nach der Uraufführung den nach Berlin zurückgekehrten „Ball im Savoy“ und die lange schon durch die Stadt irr-



In Zürich spukt's! Edita Gruberova bezwingt als bleichgesichtiger Belcanto-Geist die Vertracktheiten von Vincenzo Bellinis selten gespielter „Straniera“. Christof Loy inszenierte das Spektakel.

„Es ist so schön, am Abend bummeln zu geh'n“: In Barrie Koskys Inszenierung von „Ball im Savoy“ kommt der große Paul Abraham in Berlins Komischer Oper zu Ehren. Dagmar Manzel (r.) und Katharine Mehrling (ganz r.) überzeugen als wunderbares Damenduo mit Rasse und Klasse.



Fotos: Iko Freese/Komische Oper

lichternde, hier mit einer leckeren Rolle an einem zentralen Haus beschenkte Katharine Mehrling als Daisy im Frack und Fummel. Die tobt als Weltmeisterin im Big-Band-Jodeln über die Bühne, redet Denglisch wie Gayle Tufts, krault und kost („Quick, Quick, mein kleiner Kebab!“) ihren sechsmal verheirateten türkischen Galan, ist rothaarig sexy, hüftwackelnd knusprig, tanzend beweglich – und vor allem sehr süß modern.

Als der dritte Welterfolg von Paul Abraham im Dezember 1932 uraufgeführt wurde, blieb noch einen Monat Zeit, dann war Hitler Reichskanzler, und für Autoren, Produzenten, Regisseur und die meisten Hauptdarsteller war es als Juden vorbei mit Jux und Dollelei. Was kam, war muffig und spießig, Marika Röck eben. An die frivole Ästhetik der Zwanziger knüpft nun Barrie Kosky an der Komischen Oper an. Was glänzend gelingt, obwohl noch nicht alles stimmt. Das Stück, souffléleichtes Ehebruchs-Hybrid aus „Fledermaus“ und „Opernball“, Intimes, gruppiert um ein zentrales Tanzvergnügen, braucht Anlaufzeit. Die Pause sitzt schief, eingefügt, unpassend sentimentale Songs aus anderen Abraham-Stücken halten auf.

Otto Pichler lässt seine kaum bekleideten Zuckerpuppen wie elektrisiert tanzen, und Adam Benzwi dirigiert vom Flügel aus klanggenau und im Sound perfekt eine Wundertüte toller Tänze,

anzüglich-anrührender Chansons und herrlich blöder Couplets. Das Orchester quietscht und swingt wonniglich im „Niagara-Fox“, im „Savoy-Walzer“, im „Känguru-Tanz“, Tango und Paso Doble. Der „Ball“ ist eine der Ballsirenen. Die Mehrling schmeißt sich in ihre Songs und wickelt ihr Publikum um das sinnlich zuckende Fingerchen. Dagmar Manzel, mal Ginger Rodgers von der Behrenstraße, mal Dalida vom Müggelsee und immer sehr sie selbst, diseust sich clever auf Gitta Alpárs Spuren durchs musikalisierte, unmerklich in die Schlagerlieder übergehende Parlando. Sparringpartnerin Daisy holt Madeleine aus der Reserve, als wunderbares Damenduo tänzeln sie mit Rasse und Klasse auf dem lockeren Sprungseil operettigen Frohsinns.



Nein, die Sensation dieses Münchner Festspiel-„Troubadours“ war dann doch nicht das Manrico-Rollendebüt von Jonas Kaufmann. Seine bisweilen gaumige Tongebung lässt ihm neuerlich manches Piano in der Kehle verschmachten, aber er verwandelt sofort jede Klangnuance traumsicher in emotionalen Ausdruck. Dabei wirkt die Stimme immer männlich, kraftvoll, trotzdem schlank und biegsam, kommt selbst in der wiederholten Stretta nicht unter Druck; obwohl das hohe C (war es eins?) in den

Chorwogen fast untergeht. Das Wunder dieser Premiere hieß Anja Harteros. So viel Melodram, so viel Blut, Tränen, Schmerz; was jetzt noch gesteigert und sublimiert wird durch die Musik.

Die Sopranistin singt ihre zweite große Arie an diesem Abend, „D'amor sull'ali rosee“. Die schon unmöglich schwere erste, gleich zu Anfang, hat sie noch ein wenig verschleppt, vorsichtig ausgestellt, sich herangetastet, an ein Klanggerüst, das ausgefüllt, aber noch nicht erfüllt wurde. Doch jetzt, „eingehüllt in das Dunkel der Nacht“, auch symbolisiert durch die kostbar schwarze Spitze ihres Kleides, lässt sie „auf den rosigen Flügeln der Liebe“ ihre tröstenden Seufzer zum Geliebten davonschweben.

Diese Ausnahmesängerin tröstet gleichzeitig ein ganzes Haus – durch die sanft schwingende Schönheit ihrer klaren, leicht melancholisch verhangenen Stimme, durch die sicher gesetzten, in wundervoll freien Legatobögen angesteuerten Spitzennoten, durch die feinen, perfekt ausgeführten Triller der Kadenz und einen im Diminuendo elegisch erlöschenden, elegant ersterbenden Schlussston. So geht sie schon jetzt ein in eine bessere Pianissimo-Welt, auch wenn sie noch ein wenig länger auf der Bühne leben, lieben, singen und zu Tode kommen muss.

Bleiben Sie im Rhythmus!
Ihr

Manuel Brug

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.

Fotos: Wilfried Hösl/Bayerische Staatsoper



Da stahl doch Anja Harteros ihrem Manrico Jonas Kaufmann glatt die Show. In Verdis „Trovatore“ an der Bayerischen Staatsoper wurde nicht nur mit Schwertern gefochten, sondern auch mit den Stimmen.